

Kirche(n) in der Fremde

Beheimatung zwischen kultureller Prägung und konfessioneller Zugehörigkeit

Eine evangelische Perspektive

Ökumenisches Symposium, Wien, 15. Oktober 2024

Veranstalter: Diözesankommission für ökumenische Fragen der Erzdiözese Wien, Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), PRO ORIENTE, Initiative Christlicher Orient (ICO), Ökumene-Ausschuss des Vikariats Wien-Stadt der Erzdiözese Wien, Rumänisch-orthodoxe Pfarre "Hl. Antonius", 1150 Wien, Andreas-Petrus-Werk,

Pfr. Dr. Mario Fischer
Generalsekretär der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE)

1. Annäherung an das Phänomen

Wer heute sonntags in einer europäischen Großstadt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs ist, wird dort vermutlich mehr Christinnen und Christen auf dem Weg zum Gottesdienst sehen, die in einem anderen Land geboren wurden als einheimische. Das Christentum ist eine Weltreligion und gerade in den europäischen Großstädten können wir dies sehen: ägyptische Kopten, koreanische Methodisten, ghanaische Presbyterianer, brasilianische Pfingstler, schwedische Lutheraner, philippinische Katholiken und kongolesische Kimbaguisten. Sie alle lassen sich in der U-Bahn begegnen und zum Teil leicht identifizieren.

Doch, auch wenn wir Glaubensgeschwister sind, so werden Christinnen und Christen, die oder deren Vorfahren hierher migriert sind, weiterhin zunächst als fremd wahrgenommen. Unser unreflektiertes Vorverständnis, dass „normal“ ist, was wir selber sind, können wir nicht so leicht überwinden.

Denn in Europa galt für Jahrhunderte der religiös homogene Territorialstaat als der Standard. Das mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 auf die prägnante Formel „Cuius regio eius religio“ gebrachte Prinzip des landesherrlichen Kirchenregiments führte dazu, dass die Bevölkerung des jeweiligen Territoriums die gleiche Religionszugehörigkeit hatte, wie ihre Obrigkeit. So konnte das über tausendjährige Verständnis der katholischen Kirche als *Corpus Christianum* in das konfessionelle Zeitalter weitergeführt werden. Andere Religionen oder Konfessionen wurden eigentlich nur bei Ausländern gestattet, die sich an eigenen Gesandtschaftskapellen zu ihren Gottesdiensten versammeln durften. So versammelten sich z.B. die evangelischen Gläubigen der verschiedenen Nationen im Kirchenstaat an der preußischen Gesandtschaftskapelle im Marcellustheater in Rom, bevor ihnen nach dem Ende des Kirchenstaates der Bau der Christuskirche gestattet wurde. An Gesandtschaftskapellen trafen sich Kaufleute, die oft schon über Generationen sesshaft waren, Gelehrte, Künstler, Studenten und solche, die durch Kriege in andere Länder gekommen waren. Solche Gesandtschaftskapellen gab es ebenso in Konstantinopel oder in Lissabon. Religionsausübung war für Andersgläubige im homogenen Territorialstaat oft nur unter der Obhut einer Schutzmacht möglich.

Juden waren in den meisten europäischen Ländern als Menschen anderer Religion geduldet, jedoch ohne Bürgerrecht.

So stand für die Allgemeinheit der Bevölkerung fest: Andere Religionen waren nur Ausländern gestattet – und umgekehrt: Wer eine andere Religion hat, muss wohl ein Ausländer sein.

Eine Argumentation, die uns auch heute noch in vielen Ländern begegnet, wo Nationalität und Religionszugehörigkeit als untrennbar vereint zu sein gelten, wie z.B. in Polen oder in Griechenland. Aus beiden Ländern berichten die Evangelischen, dass keine Woche vergeht, in denen ihnen nicht vorgehalten wird, sie seien Ausländer, da ein richtiger Pole doch katholisch, bzw. ein richtiger Grieche doch orthodox sei.

So werden Christinnen und Christen aus anderen Ländern von Einheimischen oft unter verschiedenen Aspekten der Fremdheit wahrgenommen: der Sprache, der Kultur, der Konfession.

2. Heimat in der Kirche

Auf der anderen Seite zeigt sich gerade die religiöse Beheimatung als wichtiger Faktor, um in der Fremde eine Heimat zu finden und die eigene Kultur weiter leben zu können. Wo kann ich in meiner Muttersprache beten, singen, Gottesdienst feiern? Wo kann ich meine eigene religiöse Sozialisation weiterleben?

Die Frage des Christseins – des Kirche-Seins – in der Fremde begegnet auf drei Ebenen.

- a) Zum einen auf der *Ebene der individuellen Christen*. Halten sie sich zu einer einheimischen Ortsgemeinde, zu einer „Auslandsgemeinde“ ihrer (konfessionellen) Heimatkirche oder zu einer internationalen oder postkonfessionellen Gemeinde? Wo gehöre ich dazu?
- b) Im Falle der „*Auslandsgemeinden*“ oder internationalen Gemeinden stellt sich die Frage, wie diese mit der oder den einheimischen Kirchen in Beziehung stehen.
- c) Es gibt nicht nur einzelne Migrationsgemeinden, sondern auch viele *Migrationskirchen*, die sich als große Kirchen mit Wurzeln in Ländern außerhalb Europas verstehen. Wie ist deren Verhältnis zu den einheimischen europäischen Kirchen zu klären?

Im Folgenden werde ich diese drei Ebenen etwas weiter beleuchten und dabei den Blick besonders auf den Umgang von evangelischen Kirchen in Europa mit Christinnen und Christen und Kirchen aus der Migration richten.

a) Christinnen und Christen suchen kirchliche Heimat in der Fremde

Unsere angestammten einheimischen Kirchen sind territorial parochial strukturiert. Wer zuzieht und einer Konfessionskirche angehört, wird dadurch automatisch in der entsprechenden Wohnortgemeinde Mitglied. Kirchengemeinden haben den Auftrag, neue Mitglieder willkommen zu heißen und in ihrer Gemeinschaft aufzunehmen – unabhängig von ihrer Herkunft. So können Kirchengemeinden auch zur Integration von Menschen aus anderen

Kulturräumen beitragen. – Dies ist freilich nur möglich, wenn sich die Menschen auch bei den Kirchen melden, bzw. beim Einwohnermeldeamt sich mit ihrer Konfessionszugehörigkeit anmelden. In vielen Ländern und Kulturräumen ist das Misstrauen dem Staat gegenüber aber zu groß, dass man solche Angaben nicht macht. Dies schlägt sich auch in den hohen Zahlen der Statistik Austria nieder, in Bezug auf die Auswahlfelder „andere Religion“, „keine Religion“ oder „Religion unbekannt“.

Gerade in Glaubensfragen möchte man sich in der eigenen Sprache ausdrücken, mit gewohnten Riten, Liedern und Bildern umgehen. Im Gottesdienst wird schließlich eine ganze Kultur tradiert. Die meisten Christinnen und Christen können das Vaterunser nur in ihrer Muttersprache sprechen. Fast ausschließlich kirchliche Hauptberufliche mit internationalen Erfahrungen können es auch in anderen Sprachen. Daher gibt es muttersprachliche Gemeinden. Sofern diese der gleichen Konfessionskirche angehören können sie Mitglied der lokalen Ortskirche oder der Herkunftskirche sein, je nachdem, wie es das Kirchenrecht der jeweiligen Konfession regelt oder wie es bilateral ausgehandelt wird. Doch es spricht auch einiges dafür, keine gemeindlichen Parallelstrukturen aufzubauen.

Christinnen und Christen aus dem Iran bspw. bilden normalerweise keine eigenständigen iranischen Gemeinden im Ausland. Das liegt zum einen daran, dass sie keine iranische Heimatkirche identifizieren können ohne Christen im Iran in Gefahr zu bringen und dass sie auch befürchten, in einer iranischsprachigen Gemeinde vom iranischen Geheimdienst überwacht werden zu können, zum anderen daran, dass sie als Schiiten oft ein tiefgehendes Verständnis der *umma* – also der religiösen Gemeinschaft vor Ort haben. Wenn sie Christen werden und im Ausland leben, halten sie sich daher zur lokalen *umma* und engagieren sich in der (evangelischen) Ortsgemeinde. In der Erzdiözese Wien wurde 2010 nach dem Vorbild der „anderssprachigen Gemeinden“ eine persische katholische Gemeinde gegründet. Hier würden mich die Erfahrungen mit dieser Gemeinde interessieren.

Bedenkt man, dass der Protestantismus in Europa ein Minderheitsphänomen ist (im Durchschnitt sind 3% der europäischen Bevölkerung evangelisch), so zeigt sich, dass Migration von diesen Minderheitskirchen als ambivalent wahrgenommen wird.

Die *evangelische Waldenser- und Methodistenkirche* in Italien hat es sich schon früh zum Ziel gemacht, Migranten in ihre Gemeinden zu integrieren. Während Italien bis in die 1980er Jahre ein Auswanderungsland war, wurde es in der Folge mehr und mehr das Zielland von Migrantinnen und Migranten vor allem aus Afrika. Während die Gesamtbevölkerung in Italien in den letzten Jahren auf 59 Mio. gesunken ist, ist die Zahl der Migranten stetig gestiegen und liegt bei 7 Mio. und damit bei knapp 12 %. Die evangelische Waldenserkirche hat etwa 20.000 Mitglieder. Mit dem Programm „Essere Chiesa Insieme“ hat sie Modelle überlegt, wie Migranten in die ihre Gemeinden integriert werden können. Die Gemeinden öffneten sich für afrikanische Kultur, feierten Gottesdienste mit Orgel und mit Trommeln und hielten Teile des Gottesdienstes in verschiedenen Sprachen ab. Doch das Zusammenleben veränderte die Gemeinschaft und viele einheimische Gemeindeglieder fühlten sich in ihrer Gemeinde nicht mehr zu Hause. Wenn in einer Gemeinde noch zwanzig ältere italienische Damen und 120 junge Menschen aus Ghana, Eritrea und Nigeria sind, verändert dies die Gemeinden sehr. Afrikanische Christen haben zudem meist konservativere Wertevorstellungen in Bezug auf die

Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft und damit auf Frauenordination, auf menschliche Sexualität und die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare oder das Verständnis von Gesundheit, Krankheit und Dämonen. Für die Waldenserkirche, die in Italien eine Vorreiterrolle in Bezug auf die Rechte gleichgeschlechtlicher Paare und auf die Frauenordination hatte, ist dies eine Herausforderung.

Mehr als 25 Jahre nach Beginn des Projekts „Essere Chiesa Insieme“ sind kaum Vertreter von Migranten in die Synode gewählt worden. Viele Gemeinden haben nur noch einmal im Monat einen gemeinsamen Gottesdienst und sind dazu übergegangen, getrennte Gottesdienste für die traditionelle italienische Klientel und die jungen afrikanischen Gemeindeglieder anzubieten.

Für Minderheitskirchen können geringe Änderungen in der Zusammensetzung der Gemeinden die Identität der ganzen Kirche ändern. (Dies zeigte sich z.B. auch 1905 in Österreich bei der Los-von-Rom-Bewegung. Die daraus folgende deutschnationale Dominanz in der *Evangelischen Kirche in Österreich* war in einigen Gegenden noch mehr als einhundert Jahre spürbar.) Minderheitskirchen sehen daher oft im Zuzug von Glaubensgeschwistern nicht die Chance des Wachstums der Kirche, sondern die Gefahr des Identitätsverlustes.

In der *United Reformed Church* in Großbritannien ist die Integration der sogenannten Windrush-Generation gelungen. (So werden die ca. 500.000 Menschen aus dem Commonwealth, vor allem der Karibik genannt, die zwischen 1948 und 1971 in Großbritannien angekommen sind. Das erste Schiff mit Einwanderern war 1948 die *HMT Empire Windrush*.) Sie sind auch auf der Ebene der Kirchenleitung und der Synode integriert. Sie waren allerdings auch Anhänger des Commonwealth und sprachen die gleiche Sprache.

Die Eingliederung in Ortsgemeinden geschieht meist bei einzelnen Christen, die aus einem ähnlichen Kulturraum stammen. Sobald größere Zahlen aus einem anderen Sprach- und Kulturraum kommen, versuchen sie sich in einer muttersprachlichen Gemeinschaft zu organisieren.

Damit entsteht die Frage nach

b) Migrationsgemeinden und ihre Beziehung zu einheimischen Gemeinden und Kirchen

Ich weiß nicht, wie viele Migrationsgemeinden es in Wien gibt. Als ich vor zehn Jahren aus meiner Herkunftskirche, der EKHN wegzog, gab es in Frankfurt (775.000 Einwohner) mehr als 100 Migrationsgemeinden (ohne katholische und orthodoxe Gemeinden), davon über 30 koreanische und über 20 ghanaische Gemeinden.

Viele Migrationsgemeinden treffen sich zunächst in Privaträumen und stehen zu einem bestimmten Zeitpunkt vor der Frage, ob sie sich eigene Räume (z.B. in einem Industriegebiet) anmieten oder sich in kirchlichen Räumlichkeiten einmieten. Mit der Entscheidung für eigene Räumlichkeiten geht oft einher, dass sich Beziehungen zu einheimischen Kirchen nur sehr langsam entwickeln. Entscheiden sie sich, ein Kirchengebäude für ihre Gottesdienste anzumieten, entstehen lose Beziehungen, die ekklesiologisch in der Regel unterbelichtet bleiben. Zwar lädt man sich zu Gemeindefesten ein, bereichert einander durch Essen und hilft bei Technik aus, doch wird in der Regel nicht geklärt, ob man gemeinsam Abendmahl feiern

kann, die Ordinationen und Amtsstrukturen der anderen Kirche anerkennt – also, ob man in Kirchengemeinschaft steht. (Im Falle von katholischen und orthodoxen Gemeinden ist dies freilich anders, da sie immer schon in Gemeinschaft mit ihrer Kirche stehen und auch sakramentale Kirchenräume suchen.)

Aus Sicht der einheimischen gut strukturierten Kirchen versucht man die Migrationsgemeinden oft in einer Gruppe – einem Arbeitskreis zusammenzufassen, mit dem man dann kooperiert. Dabei werden konfessionell unterschiedliche Kirchen unter der Kategorie der Migrationskirchen oder „Gemeinden anderer Sprachen und Herkunft“ (GASH) zusammengefasst.

In einigen Fällen werden auch Migrationsgemeinden, die dem gleichen konfessionellen Weltbund angehören oder konfessionell verwandt sind, in die eigene Kirche integriert. Sie profitieren dann am nationalen Kirchenfinanzierungssystem, die Pfarrer werden gezahlt und die Gemeinden genießen die religionsrechtlichen Rechte, die von den angestammten Kirchen ausgehandelt wurden.

In einigen Fällen entstehen so auch multikulturelle oder internationale Gemeinden, vor allem in Universitätsstädten und Orten, wo viele Expats leben. In Frankfurt wurde vor einigen Jahren eigens eine internationale Gemeinde eingerichtet, die sich an Expats und Rückkehrer richtet, die sich oft in traditionellen Kirchengemeinden nicht zu Hause fühlen.

So gibt es verschiedene Modelle von Migrationsgemeinden:

- Parallelexistenz
- Mietmodell
- Kooperation in Verband von Migrationsgemeinden
- Integrationsmodell
- Multikulturelle oder Internationale Gemeinden (z.T. in Partnerschaft)

Von Migrationsgemeinden zu sprechen, entspricht unserer begrenzten Wahrnehmung in unseren kirchlichen Strukturen. In vielen Fällen handelt es sich bei diesen Gemeinden jedoch um

c) Migrationskirchen

Wenn wir von evangelischen Kirchen in Europa sprechen, denken wir an die angestammten historischen reformatorischen Kirchen. Was wir uns dabei oft nicht klar machen, ist, dass die größte lutherische Kirche in Frankreich schon lange nicht mehr die *Lutherische Kirche von Elsass-Lothringen* ist, sondern die *Madagassische Lutherische Kirche*. Die größte reformierte Kirche ist in den meisten Ländern Europas die *Presbyterian Church of Ghana*, die mittlerweile ein eigenes *Presbytery for Europe* mit Sitz in London eingerichtet hat. Bei diesen Kirchen handelt es sich um eindeutige konfessionelle Kirchen, die Mitglied des Lutherischen Weltbunds bzw. der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen sind. Dennoch ist das Verhältnis zu den einheimischen Kirchen der gleichen Konfession oft nicht spannungsfrei. Es gibt vielfältige Themen, an denen sich der Streit entspinnen kann, wie der Glaube angemessen gelebt wird. Die Kirchen entstammen der Mission, haben europäische christliche Werte des 19. Jahrhunderts

übernommen und inkulturiert und kommen mit diesen Wertevorstellungen in ein Europa, das sich seit dem 19. Jahrhundert auch in vielfältiger Weise weiterentwickelt hat.

Mit solchen Kirchen können in der Regel nicht die einzelnen evangelischen (Minderheits-) Kirchen theologische Dialoge über Kirchengemeinschaft führen. Sie werden nur angemessen ernst genommen, wenn diese Dialoge im Rahmen der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) geführt werden.

Doch viele Migrationskirchen können keiner konfessionellen Familie zugeordnet werden. Sie sind postkonfessionell, pfingstlerisch oder auch afrikanische unabhängige Kirchen. Zu ihnen zählen z.B. die *Cherubim and Seraphim Churches*, die ihren Ursprung in Nigeria haben und straff organisiert sind. Allein in Großbritannien und den Niederlanden haben sie mehr als 200 größere Gemeinden. Seit fast zehn Jahren führt die GEKE mit ihnen Erkundungsgespräche und hat 2021 mit ihnen einen *Letter of Intent* verabschiedet, der für die afrikanische Kirche eine Anerkennung in Europa bedeutet und den Wunsch ausdrückt einander besser kennen zu lernen und einander zu unterstützen.

Andere Kirchen entstammen der Bewegung der „Reverse Mission“, die Europa als Missionsgebiet identifiziert und Missionare aus dem globalen Süden schickt, um die Rechristianisierung Europas zu erreichen. Viele dieser Bewegungen haben kein Interesse an ökumenischer Zusammenarbeit und lassen sich nur bedingt auf die kulturellen Begebenheiten in Europa ein. Wo „Reverse Mission“ konzeptionell von in Europa angesiedelten Missionswerken genutzt wird, handelt es sich hingegen um eine Steigerung interkultureller Kompetenz von Europäerinnen und Europäern sowie missionarischen Mitarbeitenden aus dem globalen Süden, mit dem Ziel, das Evangelium in größerer Fülle zu verstehen.

Eine Besonderheit stellen auch Pfingstgemeinden mit brasilianischen Wurzeln dar. Seit der Mitte der 1990er konnte man feststellen, dass viele brasilianische Profifußballer, die in Europa spielten, einen brasilianischen Pastor mitbrachten, der eine Pfingstkirche gründete. Diese Gemeinden richteten sich an ausländische wie an einheimische Menschen und änderten entsprechend die Sprache der Verkündigung von Portugiesisch zu Englisch oder der einheimischen Sprache. Auch wenn diese Gemeinden einer gemeinsamen Bewegung zugehören, lässt sich bei ihnen nicht von einer gemeindeübergreifenden Kirche sprechen, was die ökumenischen Gespräche nur auf der Ebene der einzelnen Gemeinde ermöglicht – sofern solche überhaupt gewünscht werden.

3. Theologische und ekklesiologische Überlegungen

Wenn wir (vor allem im ökumenischen und evangelischen Kontext) über und mit Migrationsgemeinden und -kirchen nachdenken, so muss vorrangig die Frage stehen. Verstehen wir einander als Teil der einen Kirche Jesu Christi? Erkennen wir einander an und können wir Kirchengemeinschaft als Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft pflegen, die auch die Anerkennung der Ämter einschließt, oder steht dem etwas Gravierendes entgegen. Kommen wir zu dem Schluss, dass wir Teil der einen Kirche Christi sind, so muss dies auch praktische Konsequenzen haben.

Oft beginnen wir stattdessen zunächst mit Fragen der strukturellen Zusammenarbeit und verhandeln Mietkosten für Räume.

Doch das theologische Gespräch muss – so ist meine Erfahrung – anderen Vorgaben folgen, als wir es im ökumenischen Gespräch in Europa gewohnt sind, wo wir von einer ähnlichen theologischen Vorbildung der Beteiligten ausgehen können. Das Gespräch darf nicht den Eindruck erwecken, als werde ein Gesprächspartner examiniert.

Auch die Themen des Dialogs sind andere. Im klassischen ökumenischen Dialog sind wir gewohnt über die kirchlichen Ämter zu sprechen, über die Sakramente, das Schriftverständnis und die Ekklesiologie.

Wenn wir mit Migrationskirchen sprechen, geht es vor allem darum, ihnen nicht das Gefühl zu geben, dass sie nun unseren theologischen Ansprüchen genügen müssen, sondern, dass sie als Geschwister hier willkommen sind und dass wir verstehen wollen, welche Sicht sie auf verschiedene Fragen haben. Denn vieles ist uns vielleicht fremd und wir brauchen Zeit, es zu verstehen und müssen dafür auch ihre Gottesdienste besuchen.

Wenn ich mit afrikanischen Kirchen

- über kirchliche Ämter spreche, so wird oft selbstverständlich der fünffache Dienst aus Eph 4 vorausgesetzt (Apostel, Evangelisten, Propheten, Hirten, Lehrer). Die im Laufe der Kirchengeschichte herausgebildete dreigliedrige Ämterstruktur von Diakonen, Priestern und Bischöfen ist meist fremd.
- Im Zusammenhang des Gesprächs über *Sakramente* ist es wichtig, mich auf die Praxis und Lehre von *Heil und Heilung* einzulassen. Eine mehr als einhundertjährige Erfahrung mit öffentlicher Krankenversicherung hat uns von der spirituellen Dimension des Heilungsgeschehens losgelöst. Dazu gehört auch die Frage, wie wir dämonische Kräfte zum Thema machen können, ohne uns gegenseitig vorzuwerfen, voraufklärerisch oder ungläubig zu sein. Viele europäische Theologinnen und Theologen kommen bei solchen Gesprächen an die Grenzen ihrer Sprachfähigkeit.
- Das Verhältnis von Christen zum *Volk Israel* sowie zu den Ahnen und ihren Weissagungen ist ebenfalls ein nicht zu unterschätzendes Thema.
- Und schließlich ist das Verständnis menschlicher *Sexualität* eine Frage, die zu Dauerbrennstoff führt.
- Bei all dem geht es freilich um das *Schriftverständnis und die Bibelhermeneutik*.

All diese Gespräche verbleiben nicht nur im theologischen Raum. Von ihrem Ausgang hängt auch ab, ob unsere Gesprächspartner in unseren rechtsstaatlich organisierten Ländern Rechte in Anspruch nehmen können, wie z.B. an öffentlichen Schulen Religionsunterricht zu halten, bzw. Religionslehrerinnen und -lehrer zu stellen oder in der Gefängnis-, Krankenhaus- und Militärseelsorge aktiv zu werden.

Die Frage nach Migrationsgemeinden betrifft damit immer sowohl die Christinnen und Christen, die in der Fremde ihre kulturelle Heimat weiterleben wollen, als auch die gastgebenden Kirchen, ihre religionsrechtliche Verfasstheit und ihre Offenheit für Anfragen aus anderen christlichen Kulturen.

Wir müssen lernen, Migrationskirchen nicht als Objekte unserer diakonischen Fürsorge anzusehen, sondern als Subjekte des Glaubens.

Auf der anderen Seite sollten wir auch einen kritischen Blick auf die Auslandsgemeinden europäischer Kirchen haben. Sie betonen oft die eigene Kultur und Nationalität und können dabei eine chauvinistische Tendenz, die die Kultur des gastgebenden Landes abwertet, haben. Gelegentlich werden daher europäische Auslandsgemeinden als eine Art von religiösen Trachtengruppen wahrgenommen. Zum anderen haben Auslandsgemeinden das große Potential, Menschen zusammenzubringen, die in ihren Heimatländern nie Kontakt miteinander gehabt hätten, da sie unterschiedlichen sozialen Schichten angehören, die keinen Verkehr miteinander pflegen. Hier zeigt sich das eschatologische Potential einer christlichen Gemeinschaft, soziale Grenzen zu überwinden.

Das Christentum ist keine homogene Volks- oder Stammesreligion. Es ist eine Weltreligion. Wenn wir uns ehrlich auf diese Wirklichkeit einlassen wollen, müssen wir uns von den Kirchen aus anderen Teilen der Welt anfragen lassen und ihnen ermöglichen, dass sie auch bei uns ihren Gläubigen eine Heimat bereiten. Und mit jeder neuen Generation, die hier aufwächst, ändern sich die Fragen und Anfragen an uns und an die Gemeinden, die sich der Migration verdanken.